

## **Abnehmende Information. Die Unterscheidung von Frau und Mann in Gesellschaft, Politik und Philosophie**

Sigbert Gebert

### **Zusammenfassung**

Die Unterscheidung von Frau und Mann hat heute ihre traditionelle Orientierungsfunktion verloren: Ihre Anschlussunterscheidungen wie Frauen sind zuständig für Gefühle, Männer für Geistiges zeigten sich als kulturell, nicht natürlich bedingt. Die faktische Benachteiligung der Frau macht allerdings die Unterscheidung von Frau und Mann zu einer Anschlussunterscheidung des moralischen Gebots der Gleichbehandlung. In der Gesellschaft wirken die traditionellen Zuschreibungen oft noch fort, insbesondere in der Interaktion, doch setzen sich auch in Familie und Liebe immer mehr partnerschaftliche Normen durch. Philosophisch liegt der Unterschied von Frau und Mann dann nur noch darin, dass Frauen potentiell gebärfähig sind – woran sich philosophisch nichts anschließen lässt. Allerdings ist die Frau/Mann-Unterscheidung angesichts ihrer Bedeutung für die Reproduktion eine Grundunterscheidung der Gesellschaft und auch heute ist die kulturelle Bestimmung des biologischen Geschlechts anhand anatomischer Merkmale eindeutig. Die dekonstruktivistische Philosophie, die Frausein als gesellschaftliches Konstrukt sieht, „vergisst“ dieses „natürliche“ Kriterium und bagatellisiert die weiterbestehenden Ungleichheiten, während sich der Gerechtigkeitsdiskurs als philosophisch versteht, obwohl er von der heute nach wie vor notwendigen Gleichstellungspolitik handelt. Sie, aber auch „tiefgründige“ philosophische Diskussionen wären überflüssig, wenn das Geschlecht faktisch keine Rolle mehr spielte. Die Frau/Mann-Unterscheidung diene dann nur noch zur Beziehungsbildung und als Hinweis auf die Gebärfähigkeit und ihre Folgen.

### **Schlüsselwörter**

Frau/Mann, Gleichheit, sex/gender

### **Abstract**

The distinction between man and woman lost its function of orientation. The following distinctions that women are responsible for emotions, men for the rational proved itself to be cultural, not natural. A consequence of the actual discrimination of women is that the distinction between man and woman is crucial for the demand for equal rights. In society the traditional attributions continue, especially in interaction. On the other hand partnership values are more and more established in families and love relationships. Philosophically the difference of woman and man lies in the possibility that women can give birth. This fact cannot be the foundation for a whole philosophy. Though, the difference between woman and man is in view of its significance for reproduction a basic distinction of society. Even today the cultural determination of the sex on the basis of anatomical characteristics is clear. The deconstructive philosophy, which sees being a woman as social construct, „forgets“ this natural criteria and ignores the still existing inequality. On the other hand the discourse of justice understands itself as philosophic, even though it deals with politics of non-discrimination, which is still necessary today. This politics but also „profound“ philosophical discussions would be pointless, when sex

wouldn't play a role any more. The distinction between man and woman would then serve only as a criteria for potential partners and as a sign for the ability to give birth and its consequences.

### **Keywords**

woman/man, equality, sex/gender

### **1 Zerfall eines Ordnungsprinzips**

Die Unterscheidung von Frau und Mann dient traditionell als Grundunterscheidung, die mit Hilfe von anschließenden Unterscheidungen die Gesellschaftsordnung gliedert. Die Frau wird aufgrund ihrer angeblichen Eigenschaften aus dem öffentlichen Bereich ausgeschlossen und ihr der Privatbereich zugewiesen. Das funktionierte jahrhundertlang. Mit der Heraufkunft des Liberalismus, der anstelle „natürlicher“, durch Geburt gegebener Unterschiede auf eigene Leistung setzt und die rechtliche Gleichheit aller Menschen propagiert, wird diese Zuweisung fraglich. Die Berufung auf weibliche Eigenschaften kann heute in liberalen, säkularen Staaten keine benachteiligende Ungleichbehandlung mehr rechtfertigen. Wozu dient heute die Unterscheidung von Mann und Frau? Welche Orientierung, welche Informationen bietet sie?

Selbst die sich emanzipierenden Frauen hielten zunächst an den traditionellen Anschlussunterscheidungen fest. In einer ersten Phase übernahm die Frauenbewegung nach dem Zweiten Weltkrieg das Vernunftideal der Aufklärung, die Hochschätzung von Vernunft, des „Geistigen“, und Aktivität bei gleichzeitiger Abwertung von Gefühl und Passivität, die angeblich aus der Gebärfähigkeit der Frau resultieren und ihre Freiheit, Selbstbestimmung und politische Gleichberechtigung verhindern. Damit wurde der Mann zum Maßstab der Emanzipation. In der zweiten Phase kehrte sich diese Wertung um: Die traditionell Frauen zugeschriebenen weiblichen Eigenschaften und Verhaltensweisen wie Einfühlung, Körperbezogenheit, Emotionalität, Sorge um die anderen werden nun (wie schon in der Romantik) positiv gesehen und den traditionellen männlichen, jetzt als lebensfeindlich angeprangerten Werten wie Rationalität, Autorität, Machtstreben entgegengestellt. Als besondere Frauenmoral wird gegen die universale allgemeine Gerechtigkeitsmoral die Fürsorge (im Nahbereich) gesetzt. Die traditionelle Arbeitsteilung erscheint auf einmal positiv, die moderne Rationalisierung und mit ihr die als Angleichung gedachte Emanzipation als Fehlweg. Das Emanzipationskonzept will quasi die Auflösung des Weiblichen, während das traditionsorientierte Konzept das besondere Weibliche emanzipieren oder zu besonderer Geltung bringen will und es als zukunftsweisende, die Menschheit rettende Kraft sieht. Die Frauen wie auch andere Unterdrückte bringen die realen Verhältnisse zum Vorschein. Nach Arbeitern oder Kolonialisierten und gleichzeitig mit Alternativbewegungen sind es jetzt die Frauen, die für eine bessere Welt stehen. Die feministische Bewegung dieser Phase kritisiert die Gesellschaft, als ob sie sich nicht selbst in ihr bewegen würde, sondern einen Punkt außerhalb beziehen könnte.

In der dritten Phase zeigten sich solche Positionen als einseitig und unplausibel: Frauen stehen genauso wenig wie Arbeiter oder Alternative außerhalb des „Systems“ – schon dadurch, dass sie sich durch die Gegenstellung definieren – und sind nicht einfach nur unterdrückt, revolutionär, bessere Menschen; Gefühl und Vernunft lassen sich nicht klar trennen; die angeblich natürlichen weiblichen und männlichen Eigenschaften sind kulturell bedingt; und eine Fürsorgeethik braucht auch Gerechtigkeit. Der Feminismus thematisiert sich jetzt selbst und problematisiert die Unterscheidung von Frau und Mann. Nach Emanzipation durch Angleichung und Andersheit des Weiblichen geht es nun um die Überwindung traditioneller Zuschreibungen. Dazu bedarf es jedoch nicht nur der rechtlichen, sondern der Gleichstellung in allen Bereichen.

## 2 Das Gleichbehandlungsgebot

Gleichbehandlung ist eine moralische Forderung. Gleichbehandlung ist nicht rechtfertigungsbedürftig, Ungleichbehandlung verlangt eine Rechtfertigung. Das ist intuitiv einsichtig, genauer: Wer moralisch handeln will, handelt nach dieser Devise. Moral definiert sich darüber, dass Gleiches gleich und Ungleiches ungleich behandelt wird. Dieser Grundsatz lässt sich nicht weiter begründen, sondern stiftet erst Moral. Gleichheit – unparteiische, gleiche Berücksichtigung – ist das grundlegende moralische Prinzip. Aus ihm folgt allerdings noch nicht die Gleichbehandlung aller Menschen. Solange Fremde und Frauen als minderwertig galten, rechtfertigte das ihre Ungleichbehandlung. Die moderne Moral fordert jedoch die gleiche Berücksichtigung der Kerninteressen, der Grundbedürfnisse aller Menschen (also materielle Grundversorgung, leibliche Integrität – Gesundheit, Sicherheit –, relative Freiheit), die in den Menschenrechten (rhetorisch) auch weltweit anerkannt, in ihrer konkreten Ausgestaltung allerdings umstritten sind (insbesondere, wie weit der Schutz vor staatlicher Willkür und die individuelle Freiheit gehen sollen). Die Menschenrechte gelten heute als Grundlage einer gelungenen Lebensform. Wenn jeder Interessenträger als solcher zu berücksichtigen ist, spielen sonstige Unterscheidungen keine moralische Rolle mehr. Gesellschaftliche Ungleichheiten lassen sich nicht mehr mit natürlichen Ungleichheiten (Ausnahme: Alter, Schwangerschaften, Behinderungen) und Unterschiede in der Berücksichtigung von Grundinteressen überhaupt nicht mehr plausibel rechtfertigen. Die Unterscheidung von Frau und Mann ist so moralisch irrelevant. Aus ihr lässt sich keine moralische Forderung und keine Rechtfertigung für Gleichbehandlung oder Ungleichbehandlung ableiten.

Die faktisch immer noch herrschende Ungleichbehandlung von Frauen in der Gesellschaft führt dann allerdings dazu, dass zu ihrem Ausgleich das Geschlechtliche zum Kriterium wird, führt zum Gleichberechtigungsgebot. In Deutschland gehen so heute Rechtsnormen, die ausdrücklich das Merkmal Geschlecht verwenden, nur noch zu Lasten von Männern. Die Gleichstellungspolitik produziert die Ungleichstellung, macht Frauen als Frauen sichtbar, obwohl die Frau nicht als Frau, sondern als Interessenträger gleich zu berücksichtigen ist. Sie setzt die Irrelevanz ihrer Unterscheidung voraus und muss sie zugleich als relevant behaupten: Die Frau/Mann-Unterscheidung dient dazu, Ungleichheiten festzustellen und Gleichbehandlung (für Frauen) einzuklagen. Der übergeordnete Gesichtspunkt ist folglich die Gleichheit, die Frau/Mann-Unterscheidung nur eine ihrer Anschlussunterscheidungen.

## 3 Die gesellschaftliche Situation

Mit dem Übergang von einer hierarchischen Gesellschaftsstruktur zur funktionalen Differenzierung wurde die Unterscheidung von Frau und Mann auf der *Gesellschaftsebene* bedeutungslos. Die Teilnahme an den Funktionssystemen läuft nach funktionsspezifischen Kriterien ab, für die die Unterscheidung keine Rolle mehr spielt. Das gilt zumindest für das „Publikum“: Jede darf unabhängig vom Geschlecht wählen, das Recht anrufen und wer Geld hat, ob Mann oder Frau, bewegt sich gleichberechtigt im Wirtschaftssystem. Allerdings wird das Publikum oft geschlechtsspezifisch angesprochen – in Anlehnung und Bestätigung des gesellschaftlich Üblichen oder auch zu Emanzipationszwecken. Für *Organisationen*, die Leistungserbringer, sollte das „an sich“ auch gelten: Bei der Rekrutierung ihres Personals geht es um Leistung, doch wirken hier traditionelle Rollenzuweisungen zumindest informell oder mehr oder weniger auch unbewusst fort (die geringe Zahl von Frauen auf der obersten Managementebene wird so durch fortdauernde Klischees – der Mann ist durchsetzungsfähiger – erklärt). Sie dürften sich wie schon in der Politik mit der Zeit abschleifen. In der *Interaktion*, der Kommunikation unter Anwesenden, werden schon durch die bloße Wahrnehmung Personen als Frau oder Mann sichtbar. Das wird als Information genutzt, weshalb hier die traditionellen Zuweisungen am stärksten

weiterwirken. Allerdings dürften auch sie aufgrund des gesellschaftlichen Gleichheitsgebots mit der Zeit abnehmen und damit auch der Informationswert der Unterscheidung.

Das zeigt sich gerade in dem Bereich, der sich über die Frau/Mann-Unterscheidung definiert: die Familie. Zum einen relativiert sich hier mit den gleichgeschlechtlichen Ehen und der möglichen Abkopplung der Reproduktion von der Sexualität die Norm der Heterosexualität und damit eine Stütze der traditionellen Rollenverteilung. Schon im romantischen Ideal der verschmelzenden Liebe ist zudem Gleichberechtigung – gegenseitige Liebe, gegenseitiges Begehren –, die „Auflösung“ der Unterscheidung von Frau und Mann angelegt: Sie motiviert zur Beziehungsbildung, wird im Lieben aber zu einer Unterscheidung, die nicht unterscheidet, sondern deren zwei Seiten verschmelzen. Faktisch bedeutet das: Sie gibt keine Rollenverteilung (wie aktiv/passiv) vor. Aber auch im Alltag ist die Rollenverteilung nicht mehr selbstverständlich: Die Norm ist heute Partnerschaft. Wie sie ausgestaltet wird, entscheidet jedes Paar selbst – mit vielfältigen Problemen im Vergleich zur festliegenden Rollenverteilung, da Partnerschaft Aushandeln bedeutet, was sich schlecht mit der gerne und freiwillig gebenden Liebe verträgt.

Allerdings: Auch wenn für die funktional differenzierte Gesellschaft die Frau/Mann-Unterscheidung bedeutungslos ist und das heute zunehmend auf die Organisations- und Interaktionsebene durchschlägt, so ist doch nicht auszuschließen, dass durch religiöse und „konservative“ Gegenströmungen traditionelle Rollenzuweisungen aufrechterhalten oder wieder eingeführt werden. Genauso wie es möglich ist, Gleichberechtigungsprogramme in die Funktionssysteme (Organisationen) einzubringen, so auch geschlechtsspezifische Kriterien für Leistungsträger oder ein geschlechtsspezifischer Ausschluss des Publikums von Leistungen und Rechten, von den hartnäckigen frauenfeindlichen Traditionen in der Interaktion – vor allem in nicht westlich orientierten Gesellschaften – ganz zu schweigen.

In der Interaktion wird die Differenz von Frau und Mann immer wahrgenommen werden. Sie gibt die Information, wer als Beziehungspartner in Frage kommt. Wo liegt dann aber der philosophische Unterschied von Frau und Mann?

#### **4 Der Unterschied von Frau und Mann in der Philosophie**

Die Philosophie hat den Unterschied von Frau und Mann wenig beachtet. Zuständig für das Allgemeine, scheint sie nur auf die condition humaine zu reflektieren. Wenn die philosophische Tradition den Unterschied thematisierte, dann schloss sie mit wenigen Ausnahmen an gesellschaftliche Wertungen an, die sie, wenig kritisch, als naturgegeben ansah: Das Sinnliche, Emotionalität, das Geschlechtliche waren weiblich, das Geistige, das Allgemeine, die Vernunft männlich. Der Mann wird mit dem Menschen gleichgesetzt, ist zugleich das überlegene Geschlecht und geschlechtsneutral, die Frau bestenfalls Gehilfin des Manns. Das Geschlecht wird weder als Aspekt der condition humaine noch als Organisationsprinzip der Gesellschaft noch in seiner Bedeutung für das philosophische Denken reflektiert. Dabei gewinnt dieses seine Grundunterscheidungen in direktem Anschluss an die traditionelle Rollenverteilung. Sie ließen sich quasi empirisch an der gesellschaftlichen Wirklichkeit ablesen. Wenn in der bürgerlichen Gesellschaft Gefühl und Vernunft geschlechtsspezifisch verteilt und die Geschlechter in Privatbereich und Öffentlichkeit getrennt waren, sich Gefühl und Vernunft als eigenständige Bereiche zeigten, so lag es nahe, sie auch philosophisch als getrennte Sphären zu behandeln. Nur so war auch der Anspruch auf „reines“ Wissen einsichtig. Die Philosophie blieb ihrer Gesellschaft verhaftet, und zwar nicht nur bei einem Randphänomen – einigen bedauernden Äußerungen über Frauen –, son-

dem in ihren zentralen Kategorien. Ideologiekritisch gesehen beschaffte die Philosophie den hierarchischen Strukturen (Politik, Wirtschaft), die sie finanzierten, die notwendige Legitimation. Entspringt vielleicht die ganze Metaphysik, die von einem Prinzip aus (Vernunft, Wille, Wille zur Macht, Arbeit) die Welt erklärt, sie in eine wahre und eine Oberflächenwelt teilt, der Frau/Mann-Unterscheidung?

Allerdings können die philosophischen Unterscheidungen mit ihrer strikten Trennung des Zusammengehörigen auch ohne Umweg über die Frau/Mann-Unterscheidung direkt kritisiert werden, denn – das ist ja der Kern der Kritik – das Geschlecht hat „an sich“ nichts mit den philosophischen Unterscheidungen zu tun.

Verzichtet man auf metaphysische Ansätze und bestimmt mit Heidegger den Menschen als Seinkönnen, als Wesen, das Möglichkeiten ergreifen (oder nicht ergreifen) kann, so liegt der Unterschied von Frau und Mann lediglich darin, dass Frauen potentiell gebärfähig sind und deshalb eine Möglichkeit mehr haben als Männer – mit vielen Nachteilen. Mit diesem „biologischen“ Kriterium zusammenhängend, kann man noch auf ein anderes sexuelles Erleben verweisen. Alle sonstigen Möglichkeiten sind prinzipiell allen Menschen zugänglich. Wenn man Gleichheit als gleiche Behandlung von Personen in ihrer Differenz ansieht, kann folglich nur mit Hinweis auf die Gebärfähigkeit eine ungleiche Behandlung gerechtfertigt werden. Nur die Gebärfähigkeit macht einen zu berücksichtigenden allgemeinen Unterschied aus.

Philosophisch ist die Unterscheidung ansonsten nicht bedeutsam. Man könnte versuchen, von der Gebärfähigkeit aus den besonderen weiblichen Bezug zur Geburt zu betonen und dann anschließend an Hannah Arendts wenige Bemerkungen zum Neuanfang, der mit jeder Geburt in die Welt tritt, ein Kontrastprogramm zu Heideggers Philosophie im Ausgang vom Tod erstellen. Zum einen aber ist für einen Neuanfang die Geburt nur notwendige Bedingung, die Sprachlichkeit, mit der es erst den Unterschied von neu und alt gibt, hingegen das entscheidende Phänomen. Zum anderen ist die Geburt als vergangenes Ereignis für die Existenz viel weniger bedeutsam als der bevorstehende Tod. Kurz: Der Ausgang von der Geburt ist wenig ergiebig. Die Gebärfähigkeit gibt einem Mann hingegen nur die Information, dass man mit dieser Person eine Familie gründen, einer Organisation die Information, dass sie wegen Schwangerschaft eine Zeitlang ausfallen kann, woran sich philosophisch nichts anschließen lässt – ebenso wenig wie an die allgemeine Information, die die Geschlechterdifferenz für die erwünschte Beziehungsbildung gibt (zumal sie von allen Menschen, nicht geschlechtsspezifisch genutzt wird).

Die philosophische Diskussion der Geschlechterdifferenz nimmt das Kriterium der Gebärfähigkeit als „biologisches“ allerdings meist nicht auf, sondern betont die Schwierigkeiten, die Differenz als Differenz zu bestimmen. Jede Unterscheidung verbindet zugleich zwei Werte oder Seiten und trennt sie. Unterscheidungen sind Einheiten von Getrenntem: Das Verschiedene zeigt sich als gleich, als ununterscheidbar. Dieses Paradox lässt sich über eine Benennung der Einheit, traditionell über Gattungsbegriffe auflösen: Im Menschen sind „an sich“ beide Möglichkeiten da. Entscheidend ist dann, anhand welcher Kriterien die Zuweisung erfolgt.

Die Tradition hierarchisierte (asymmetrisierte) die Unterscheidung, indem sie den Mann als Repräsentanten des Menschen überhaupt (von Mann und Frau) ansah. Die untergeordnete Frau wird durch den Mann (indifferent) mitrepräsentiert oder es kommt innerhalb der Unterscheidung zu radikaler Entgegensetzung und Ausgrenzung des andersartigen Weiblichen (was dann spiegelbildlich den Egalitätsfeminismus der geschlechtsneutralen Gleichheit und den Differenzfeminismus der besseren weiblichen Eigenschaften hervorbringt). Wenn diese Lösungen nicht mehr überzeugen, greift dann nicht doch das „biologische“ Kriterium? Ist es nicht

sinnvoll, zwischen sex, dem biologischen Geschlecht (den körperlich sichtbaren Geschlechtsmerkmalen), und gender, der gesellschaftlichen Klassifikation der Geschlechter, ihrer kulturellen und sozialen Bedeutung, zu unterscheiden?

## 5 Sex und gender

Allerdings ist auch das biologische Geschlecht nicht einfach „natürlich“ gegeben. Auch der Körper ist nicht nur durch Geburt weiblich, sondern wird durch soziale Erwartungen zu weiblicher „Performanz“ gezwungen, ist ein Effekt des „Diskurses“ (Judith Butler). Die Grenze zwischen Natur und Kultur und die Wahrnehmung „natürlicher“ Unterschiede ist sozial konstruiert. Löst sich damit aber der Unterschied von sex und gender, Natur und Kultur oder Natur und Gesellschaft auf?

Natur und Gesellschaft zu unterscheiden, wird heute immer schwieriger. Natur kann angesichts des technischen Veränderungspotentials nicht mehr als unveränderliche materielle Vorgabe gefaßt werden. Auch die technische (kulturell oder gesellschaftlich) gestaltete Natur ist zwar nicht bloße Technik, doch lassen sich Technik und Natur nicht mehr als abgegrenzte *Bereiche* verstehen. „Die Technik hat keine Grenze, sie ist eine Grenze“ (Luhmann, *Soz. des Risikos*, 105). Technik isoliert fest verkoppelte Abläufe von der Umwelt, etwa gegen natürliche Einflüsse, isoliert bestimmte Kausalverläufe und hält sie konstant. Sie ist „funktionierende Simplifikation“ (Luhmann), eine gelungene Form der Komplexitätsreduktion. Als solche schließt sie immer etwas aus: die gleichzeitig ablaufenden, von ihr nicht berücksichtigten Vorgänge, abstrakt gefaßt: die Welt, traditionell: die Natur. Die Natur ist der vorgegebene, nicht selbst herstellbare und uneinholbare Horizont, in den hinein sich technisches Herstellen vollzieht. Während die vormoderne Technik in scheinbar festliegende natürliche Abläufe eingebettet war, kennt die moderne Technik keine natürlichen Beschränkungen mehr: Technik paßt sich immer weniger an Natur an, als daß sie umgekehrt Natur an ihre Erfordernisse anpaßt. Die Unterscheidung von Kultur (Gesellschaft) und Natur ist heute variabel. Sie löst sich damit aber nicht auf, sondern muß immer neu bestimmt werden. Ist das „Was“ der Natur auch veränderlich, so bleibt ihr „Daß“ doch immer die Vorgabe für jede Gesellschaft. So ist die menschliche Reproduktion bei allen technischen Möglichkeiten weiterhin auf Eizelle und Samen angewiesen.

Auch die Unterscheidung von sex und gender löst sich so nicht einfach auf. Die Frau/Mann-Unterscheidung ist angesichts ihrer Bedeutung für die „natürliche“ Reproduktion eine der Grundunterscheidungen von bisher jeder Gesellschaft oder Kultur und die Seiten lassen sich leicht nach Augenschein, „natürlich“, zuweisen. Deshalb geht die Biologie auch von zwei Geschlechtern als naturgegeben aus und sucht dann Unterscheidungskriterien: Die Vorstellung von zwei Geschlechtern schafft biologische Unterschiede. Ihre wissenschaftliche Behandlung führt dann zu immer neuen Kriterien der Seitenzuweisung, die uneindeutiger werden und unklare Übergangsbereiche kennen. Es gibt so heute keine festen Grenzen zwischen Biologischem (Körper), Psychischem und Sozialem („Geist“) oder zwischen Vernunft und Emotionalität – was die Unterscheidungen jedoch nicht überflüssig macht.

Vor allem aber: „Natur“ ist eine kulturelle Vorstellung und muss nicht auf die neuste Biologie zurückgreifen: Warum sollten deren Kriterien besonders natürlich sein? Bei der Frau/Mann-Unterscheidung ist so die kulturelle Bestimmung des biologischen Geschlechts trotz heute geringem wissenschaftlich-biologischem Unterschied eindeutig: Jeder Neugeborenen wird bei der Geburt früher wie heute aufgrund anatomischer Merkmale ein naturgegebenes Geschlecht zugewiesen und dieses wird dann Teil der Identität. Das Geschlecht ist keine

rein diskursive Angelegenheit. Homosexualität stellt ja auch nicht die Kategorie „Geschlecht“ in Frage und „Queer-Studies“ betreffen Randphänomene. Die Eigenschaft, Frau oder Mann zu sein, ist wenig variabel – im Gegensatz zu den an die Geschlechtszugehörigkeit anschließenden Zuschreibungen. Diese könnten sich immer mehr reduzieren, so daß als allgemeine Information das Geschlecht nur noch die möglichen Beziehungspartner (eine kulturelle Eigenschaft!), die Klassifikation als Frau die Gebärfähigkeit und ihre Folgen bezeichnet.

## **6 Philosophie oder Politik**

Die Philosophie beschäftigt sich, auch wenn sie auf empirische Phänomene zur Bestätigung verweist, mit logischen Problemen der Frau/Mann-Unterscheidung, die im gesellschaftlichen Operieren unproblematisch sind. Es zeigt nur eine philosophische Verwirrung an, wenn man den sichtbaren Unterschied leugnet. Die Frau/Mann-Unterscheidung ist wichtig zur Kritik der Tradition. Der Feminismus ermöglicht aber keine eigenständige Theorie und nimmt deshalb bestehende Ansätze auf. Seyla Benhabib verfolgt im Anschluß an Habermas die aufklärerisch-liberale Linie, verfißt einen moralisch-politischen Universalismus, den Gerechtigkeitsdiskurs, der einen unabhängigen bzw. festliegenden Standpunkt voraussetzt. Judith Butler schließt an Foucault und den Dekonstruktivismus an, betont die Unmöglichkeit unabhängiger Standpunkte, wirft der universalistischen Theorie die Angepasstheit ans patriarchale System vor und sieht alle Phänomene als diskursiven Effekt an, den Feminismus so als Effekt des Diskurses, den er überwinden will, die Kategorie „Frau“ durch jene Machtstrukturen konstituiert, mit denen Emanzipation angestrebt wird.

Philosophisch ist das durchaus plausibel: Jede Differenz ist *différance*, jeder liegt eine uneinholbare „Spur“ zugrunde, alle Unterscheidungen haben blinde Flecken und zeigen sich in letzter Instanz als paradox und Frausein ist ein gesellschaftliches Konstrukt. Das Problem des Gerechtigkeitsdiskurses ist durchaus, daß er sich als philosophisch versteht, obwohl er von der heute nach wie vor notwendigen Gleichstellungspolitik handelt. Gravierender ist es jedoch, wenn sich der Dekonstruktivismus als politisch versteht. Betont werden dann die Differenzen zwischen Frauen, die unterschiedlichen Interessen: Der Gleichberechtigungsfeminismus gilt als einseitige Position von weißen Akademikerinnen, womit keine gemeinsame Basis für Frauenpolitik mehr gegeben sei. Die faktisch weiterbestehende Benachteiligung wird dadurch aber bagatellisiert, philosophische Uneindeutigkeiten als politische Unentscheidbarkeit missverstanden.

Der Gerechtigkeitsdiskurs nahm seinen Anfang in Europa, ist eurozentrisch, doch die Menschenrechte sind eine universalistische Konzeption, die sich, quasi natürlich, aus den allgemeinen Interessen aller Menschen ergeben. Sie sind die Grundlage des heutigen Zusammenlebens, nicht eine androzentrische Verirrung. Dabei kann es allerdings zu Konflikten kommen. Wenn islamische Frauen ein Recht auf das Tragen von Kopftüchern verfechten, so argumentieren sie mit dem Menschenrecht auf Religionsfreiheit und das wird problematisch, wenn damit eine Abwertung der Frau einhergeht. Daß ein Teil der Benachteiligten die Benachteiligung verteidigen, ist ein altbekanntes Phänomen (und schon in der Frauenbewegung Anfang des 20. Jahrhunderts bestand ein Interessengegensatz von bürgerlichen und proletarischen Frauen). Eine gemeinsame Basis „der“ Frauen gab es nie. Eine Solidarität über Einzelinteressen hinweg besteht bei vielen Frauen, weil sie aufgrund ihres Geschlechts benachteiligt werden. Eine positive gemeinsame weibliche Identität geht damit nicht einher. Es handelt sich hierbei vielmehr um eine Abwehridentität gegen die angebliche weibliche Minderwertigkeit. Spielte das Geschlecht faktisch keine Rolle mehr, wäre auch Frauenpolitik und mit ihr eine gemeinsame Identität überflüssig, aber auch „tiefgründige“ philosophische Diskussionen: Die Frau/Mann-Unterscheidung diente dann nur noch zur Beziehungsbildung und als Hinweis auf die Gebärfähigkeit und ihre Folgen.

### **Anhang: Die Crux mit der weiblichen Form – Ein Erfahrungsbericht**

Die Bevorzugung der maskulinen Form für gemischtgeschlechtliche Gruppen findet sich in praktisch allen Genussprachen, Feminismen als seltenes Randphänomen. Auch die deutsche Sprache spiegelt die Benachteiligung der Frau wider. Daraus ergab sich die berechtigte Forderung, die Gleichberechtigung sichtbar in der Sprache zu symbolisieren. Das hat allerdings bisher zu ästhetisch wenig befriedigenden Resultaten geführt und sich nur in der Politik und in manchen akademischen Kreisen durchgesetzt. Die übliche Fußnote, die männliche Form schliesse „selbstverständlich“ die weibliche ein, erhält hingegen einfach den Status Quo. Peter Singer hat hingegen schon 1979 (*Praktische Ethik*, 69) vorgeschlagen: „Laßt uns eine Zeitlang ‚sie‘ so verwenden, daß es weiblich und männlich einschließt. Das mag zunächst anstößig sein, aber wir werden uns bald daran gewöhnen – und es ist viel eleganter als das plumpe ‚sie oder er‘ oder ‚sie/er‘... Liest sich dann ‚sie‘ unter Einschluß des Männlichen ebenso natürlich wie jetzt ‚er‘ unter Einschluß des Weiblichen, so können wir die Pronomen nach Belieben gebrauchen.“ Das blieb bis heute ein frommer Wunsch. Gerade eine solche Lösung wäre aber auch ästhetisch befriedigend. Ich begann deshalb vor einigen Jahren, weibliche Formen immer dann zu verwenden, wenn sie kürzer oder gleich lang wie die männlichen sind, also etwa: die andere, die Depressive, und in diesen Fällen mit sie fortzufahren – ein eher bescheidener Ansatz mit wenigen Veränderungen. Zwei Internetzeitschriften akzeptierten die weiblichen Formen ohne Probleme – einmal mit, einmal ohne Nachfragen. Bei den Printmedien gingen sie ohne Kommentar einzig bei einer Zeitschrift mit Redakteurin durch. Zwei Herausgeber korrigierten eigenhändig (was den Vorteil hatte, daß einige weibliche Formen stehenblieben), ein Herausgeber war so befremdet, daß er eine eigene Fußnote einfügte (wobei eine in den Fahnen aus Versehen stehengebliebene Notiz eines Korrektors sich über die vermeintliche Autorin lustig machte). Andere forderten mich zur Korrektur auf: Man wolle den Leser nicht irritieren – was doch durchaus beabsichtigt ist. Irritierender ist aber eher, daß man heute noch die Verwendung von weiblichen Formen rechtfertigen muß. Wenn sich Traditionen überall so hartnäckig halten, wird sich die Gleichstellung auch hierzulande noch lange hinziehen.

### **Literaturverzeichnis**

- Becker, Ruth/Kortendiek, Beate, Hrsg., *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*, Wiesbaden 2004.
- Bußmann, Hadumod/Hof, Renate, Hrsg., *Genus. Geschlechterforschung/Gender Studies in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Ein Handbuch*, Stuttgart 2005 (insbesondere Renate Hof, Einleitung, 2–41, Cornelia Klinger, Philosophie, 328–364, Theresa Wobbe, Soziologie 444–481).
- Haas, Birgit, Hrsg., *Der postfeministische Diskurs*, Würzburg 2006 (insbesondere ihr Aufsatz: *Positionen und Aspekte*, 7–62).
- Kampmann, Sabine/Karentzos, Alexandra/Küpper, Thomas, Hrsg., *Gender Studies und Systemtheorie. Studien zu einem Theorietransfer*, Bielefeld 2004.
- Luhmann, Niklas, *Soziologie des Risikos*, Berlin/New York 1991.
- Luhmann, Niklas, *Frauen, Männer und George Spencer Brown*, in: *Protest: Systemtheorie und soziale Bewegungen*, Frankfurt 1996 (1988), 107–155.
- Pasero, Ursula/Weinbach, Christine, Hrsg., *Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays*, Frankfurt 2003.
- Singer, Peter, *Praktische Ethik*, Stuttgart 1994.

### **Zum Autor**

Sigbert Gebert, Dr. phil., Dipl.-Volksw., geboren 1959, studierte Philosophie, Politik, Soziologie und Volkswirtschaft in Freiburg (BrsG.) und Basel. Lebt als Privatgelehrter in Kehl und Zürich. Veröffentlichungen u.a.



„Sinn – Liebe – Tod“ (2003), „Die Grundprobleme der ökologischen Herausforderung“ (2005), „Philosophie vor dem Nichts“ (2010).

Kontakt: [Sigbert.Gebert@freenet.de](mailto:Sigbert.Gebert@freenet.de)